
MEHR SEIN.

Der Mensch zwischen Verantwortung, Vermessenheit und Verheißung.

12. Internationaler Kongress für Psychotherapie und Seelsorge
17.–20. April 2024 in Würzburg

Hauptvortrag 6 von Thomas Maria Renz am Samstag, 20. April, um 11:45 Uhr

„Mehr Sein“ als Verheißung: Von der Gottebenbildlichkeit zur Fülle in Christus

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ihre Aufmerksamkeit und Ihre Geduld wurden jetzt drei Tage lang auf eine harte Probe gestellt und nun komme auch noch ich mit einem letzten Hauptvortrag zum Thema **„Mehr Sein“ als Verheißung: Von der Gottebenbildlichkeit zur Fülle in Christus**. Doch bevor ich in mein Thema einsteige, möchte ich noch versuchen, Ihre Lachmuskeln zu aktivieren mit dem „Risus paschalis“ aus meinem diesjährigen Ostergottesdienst. Der „Risus paschalis“ ist ein alter Brauch aus dem Spätmittelalter, nach dem der Prediger an Ostern die Gläubigen wenigstens ein Mal zum Lachen bringen musste mit der Begründung, dass seit der Auferstehung Jesu der Teufel nichts mehr zu Lachen habe, dafür aber um so mehr die Christen, die die Auferstehung Jesu feiern. In diesem Sinne habe ich zum Schluss des diesjährigen Ostergottesdienst Folgendes erzählt:

»Ein Pfarrer wünschte sich schon lange, dass einmal in einem seiner Gottesdienste ein veritables Wunder geschehe. Dann würden nämlich - so hoffte er - endlich alle aus voller Überzeugung glauben. Und dann passierte es ausgerechnet an Ostern. Eine Dame rief gegen Ende des Gottesdienstes: *«Herr Pfarrer, ich kann wieder laufen!»* Der Pfarrer fiel auf die Knie, lobte Gott und fragte: *«Wie ist das bloß geschehen?»* Worauf ihm die Dame etwas pikiert antwortete: *«Sie haben so lange gepredigt, jetzt ist der Bus weg!»*

Ich verspreche Ihnen, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, dass Sie wegen mir heute weder Ihren Bus noch Ihren Zug versäumen und gehe deshalb sofort „medias in res“:

„Mehr Sein“ als Verheißung: Von der Gottebenbildlichkeit zur Fülle in Christus - so heißt mein Thema. Es soll also gewissermaßen ein eschatologischer Ausblick sein weit über diesen Kongress hinaus, weit über diesen Tag hinaus, weit über unser irdisches Leben hinaus. Dr. Rolf Senst, der gerade aus dem Vorstand der Akademie für Psychotherapie und Seelsorge e.V. verabschiedet worden ist und der mich zu diesem Vortrag eingeladen hatte, schrieb mir vor kurzem, dass ihn zu meinem Thema immer wieder in Erstaunen versetzt, was der Autor des 1. Johannesbriefes schreibt:

»Liebe Geschwister, jetzt sind wir Kinder Gottes. Aber was wir sein werden, ist noch nicht offenbar geworden. Wir wissen, dass wir ihm ähnlich sein werden, wenn er offenbar wird; denn wir werden ihn sehen, wie er ist« (1 Joh 3, 2).

Das ist - mit wenigen, aber wunderbaren Worten - zusammengefasst, was uns als Christgläubige verheißt: dass das ‚Mehr Sein‘, der ‚Mehr-Wert‘ unseres Lebens einmünden wird in eine Fülle, in ein ‚Leben in Fülle‘, das uns zuteilwerden zu lassen, Gott an Weihnachten in seinem Sohn Jesus Christus Mensch geworden ist (vgl. Joh 10, 10). *„Dass wir ihm ähnlich sein werden“*: das schreibt Paulus in der Futurform und meint es also eschatologisch, dass wir Gott ähnlich sein werden. Unsere Gott-EBENBILDICHKEIT am Anfang entspricht also unserer Gott-ÄHNLICHKEIT am Ende.

Darüber zu sprechen übersteigt im Grunde unsere menschlichen Möglichkeiten, so wie es Augustinus einmal mit einem beeindruckenden Vergleich formuliert hat: Beim Anblick eines Buben, der am Meeresstrand mit einer Muschel das Meer ausschöpfen wollte, begriff er, dass unsere ganze Theologie und alle Lehrbücher des christlichen Glaubens im Vergleich zur Größe und Fülle Gottes nur jene kleine Muschel vor dem scheinbar grenzenlosen Meer sind. In diesem Bewusstsein, dass ich vor Gott weiß, dass ich eigentlich nichts weiß, möchte ich den Bogen spannen von unserer **Herkunft**, nämlich unserer Bestimmung als „Ebenbild“ Gottes, über unsere **Gegenwart**, nämlich unsere Befähigung zu Autonomie, Interdependenz und Selbsttranszendenz hin zu unserer **Zukunft**, nämlich unsere Zielperspektive, dass wir mit Gott vereinigt sein werden in Jesus Christus, *»denn in ihm allein wohnt wirklich die ganze Fülle Gottes« (Kol 2, 9).*

1. Unsere Bestimmung als „Ebenbild“ Gottes

Unsere Gott-Ebenbildlichkeit ist in den ersten Worten der Bibel (1 Mose 1, 26-27) so formuliert: »Dann sprach Gott: Lasst uns Menschen machen als unser Bild, uns ähnlich. ... Gott erschuf den Menschen als sein Bild; als Bild Gottes erschuf er ihn« (Katholische Einheitsübersetzung). Und in der Lutherübersetzung von 2017 wird diese Stelle so übersetzt: »Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei ... Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn«.

In einer ganz wörtlichen Übersetzung des Exegeten Georg Fischer lautet dieser Bibelvers so: »Und Gott sagte: Wir wollen ‚Mensch‘ machen als unsere Statue, wie unsere Ähnlichkeit! ... Und Gott schuf den Menschen als seine Statue, als Statue Gottes schuf er ihn« (HThKAT, Genesis 1-11, 117),

Der Begriff ‚Bild‘ im Sinne einer ‚Statue‘ erinnert an die im Alten Orient verbreiteten plastischen Darstellungen von Göttern und Königen. Ihren Standbildern erwies man Verehrung, weil sie die damit Abgebildeten repräsentierten. Dem Menschen kommt nach dieser biblischen Aussage eine ganz ähnliche Funktion zu: nämlich Gott in der Welt zu vertreten, an seiner Stelle zu stehen.

Da im Glauben Israels alle Abbildungen Gottes verboten waren - »Du sollst dir kein Gottesbild [kein ‚Kultbild‘] machen« (2 Mose 20, 4) - bedeutet das „Statue-Gottes-Sein“ des Menschen eine außergewöhnliche Auszeichnung. Der Gegensatz zwischen einer kalten, leblosen Statue aus Stein und dem ‚Statue-Gottes-Sein‘ des Menschen als einem lebendigen, wahrnehmbaren Wesen macht deutlich, dass der Mensch als Abbild Gottes keine bloß passive, billige ‚Kopie‘ Gottes ist, sondern IHN in seinem Heilswillen für die ganze Schöpfung repräsentieren soll.

1 Mose 1, 26f kann exegetisch also am besten so wiedergegeben werden: »Lasst uns Menschen machen als unser (Repräsentations-)Bild, wie ein uns vergleichbares [oder] entsprechendes Bild«. Der Mensch ist also, indem er geschaffen ist, Bild Gottes. Er ist sein ‚Repräsentationsbild‘ in der Welt.

In dem Begriff ‚uns ähnlich‘ oder ‚wie unsere Ähnlichkeit‘ wird deutlich, dass es zwischen Gott und dem Menschen zwar keine genaue Entsprechung gibt, dass sich aber Gott und Mensch doch sehr nahe stehen, jedenfalls viel näher als alles andere Geschaffene. Gleich auf das Wort von der Gott-Ebenbildlichkeit folgt dann ein Auftrag für die Menschen:

»Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, über das Vieh, über die ganze Erde und über alle Kriechtiere auf dem Land« (1 Mose 1, 26).

Das Herrschen-Sollen ist eine dem Menschen von Gott übertragene Aufgabe, die in seiner Stellvertretung auf der Erde und in Verantwortung vor ihm auszuführen ist. Den Menschen ist von Gott aufgetragen, die Schöpfung zu beschützen, zu bewahren und in ihrer Entwicklung zu fördern, so dass die von Gott für sie vorgesehene Bewertung als ‚sehr gut‘ (V 31) sichtbar wird und bleibt.

1.1 Zwei Verständniszugänge zur alttestamentlichen Rede von der Gott-Ebenbildlichkeit des Menschen: das ontologische und das relationale Modell

Zwei Interpretationsstränge prägen die Deutungsgeschichte der alttestamentarischen Rede von der Gott-Ebenbildlichkeit des Menschen: das ontologische und das relationale Modell.

Nach dem **ontologischen Modell** gibt es eine seinsmäßige Ähnlichkeit zwischen Gott und den Menschen, vielleicht verstehbar in Analogie zum paulinischen Wort in Gal 2, 20: »Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir!« Neutestamentlich ist hier die Gottebenbildlichkeit des Menschen eng verbunden mit der Idee der ‚inhabitatio Dei‘, der Einwohnung Gottes im Menschen. Diese Idee, dass Gott in der Taufe Wohnung nimmt in seinen geliebten Kindern, hat sich vor allem seit Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert und teilweise in der Tradition der Mystiker niedergeschlagen. Das Wort von Paulus an die Getauften: »Wisst ihr nicht, dass ihr ein Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?« (1 Kor 3, 16), deutet Thomas so, dass der Heilige Geist der ‚dulcis hospes animae‘ ist, der süße Gast der Seele. Da wir aber durch den Heiligen Geist ‚amatores Dei‘ werden, also Gott-liebende Menschen, und da - nach Thomas - das Geliebte im Liebenden selbst ist, so nehmen durch den Heiligen Geist auch der Vater und der Sohn in uns Wohnung. Im Johannesevangelium kann daher Jesus zu seinen Jüngern sagen:

»Wenn jemand mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen« (Joh 14, 23).

Für Thomas von Aquin führt diese ‚inhabitatio Dei‘, diese Einwohnung Gottes im Getauften, dazu, dass der Dreieinige Gott das Erkannte im Erkennenden und das Geliebte im Liebenden ist. Das ist also der ontologische, der seinsmäßige

Verständnisansatz der alttestamentlichen Lehre von der Gott-Ebenbildlichkeit oder Gott-Ähnlichkeit des von Gott erschaffenen Menschen.

Nach dem **relationalen Modell** soll der Mensch in seinem Wirken in der Welt und in seinem Verhalten der Schöpfung und den Geschöpfen gegenüber Gott ähnlich sein. Er soll ihn nachahmen, wenn Gott als der Befreier, als der Gerechte, als der Barmherzige dem Menschen und seinem Volk gegenüber steht und ihm in diesen Eigenschaften nacheifern.

Der Bibelwissenschaftler Georg Fischer benennt die Konsequenz aus der Gott-Ebenbildlichkeit folgendermaßen: *»Wer vom Menschen redet, muss immer auch Gott im Blick haben. Und umgekehrt ist das Reden über Gott gebunden an sein Verhältnis zum Menschen, der für ihn hier auf der Erde die Rolle seines ‚Stellvertreters‘ einnimmt. Diese verleiht allen Menschen einen Wert, den niemand nehmen kann und ist eine Grundlage für seine unveräußerlichen Rechte. Zugleich bedeutet diese Rolle eine Berufung und eine Aufgabe, denen nachzukommen eine große Herausforderung darstellt, sowie Verantwortung bedeutet«* (HThKAT, Genesis 1-11, 166).

Und der in Schwäbisch Gmünd lehrende Theologe Andreas Benk unterstreicht: *»Schöpfungsglaube tritt nicht in Konkurrenz zum Glauben an den rettenden Gott, sondern soll die Hoffnung auf den Befreiergott bestärken. Wer Himmel und Erde – ganz allein! – erschaffen kann, wird auch sein Volk nicht im Stich lassen, sondern erretten. Schöpfungstheologie in ihrem ursprünglichen Kontext verstanden, verleiht biblischer Befreiungstheologie Nachdruck. In Schöpfungstexten spiegelt sich die Hoffnung biblischer Heilsprophetie, dass sich letztendlich Gottes Gerechtigkeit durchsetzen werde.«*

Hier zeigt sich also das relationale Verständnis zur Gott-Ebenbildlichkeit im Gegensatz zum ontologischen Verständnis: die Ähnlichkeit des Geschöpfes mit seinem Schöpfer muss sich vor allem niederschlagen und offenbaren in der Art und Weise, wie wir mit anderen Menschen umgehen. Jesus selber würde es wohl so ausdrücken: *»Liebt einander, so wie ich Euch geliebt habe!«* (Joh 15,12) Wo **das** geschieht, wo **das** erfahren wird, wo **das** die Gotteskinder auszeichnet, wird Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit jetzt schon erfahrbar, die aber nach 2 Petr 3, 13 dann auch das Leben in Gottes Vollendung kennzeichnen wird: *»Dann erwarten wir, seiner Verheißung gemäß, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen die Gerechtigkeit wohnt.«*

2 Petr 3, 13 verbindet also die Themen ‚Schöpfung und Gerechtigkeit‘. Aktuelle Bewegungen, in denen nicht zuletzt Jugendliche gegen die drohende Unbewohnbarkeit, ja Auslöschung unseres ‚gemeinsamen Hauses‘ aufstehen, wie Papst Franziskus die Schöpfung gerne bezeichnet, greifen bewusst auf, wofür die biblischen Schöpfungstexte letztlich stehen: Sie wollen die Sehnsucht nach Gerechtigkeit in einem ‚Leben für alle‘ wachhalten!

1.2 Das „magis“ bei Ignatius von Loyola

Auf unser Kongressmotto befragt, hat Chat-GBT – wie wir lesen konnten - folgendes geantwortet: *»Mehr Sein kann auch bedeuten, dass man sich weniger auf äußere Dinge und materiellen Besitz fokussieren sollte und stattdessen nach innerem Wachstum und Erfüllung streben sollte. Es ist letztendlich eine Aufforderung, bewusster zu leben und sich auf das zu konzentrieren, was wirklich zählt.«*

Dieses überraschende Plädoyer einer KI für einen Wandel von einem WENIGER an materiellen und äußerlichen Dingen hin zu einem MEHR an wesentlichen und innerlichen Dingen bringt mich zu einem kurzen Exkurs zum Gründer des Jesuitenordens **Ignatius von Loyola** (1491 bis 1556). Er benützt in seinen Geistlichen Schriften, vor allem in seinem Exerzitienbuch, gerne und häufig das lateinische Wort ‚magis‘, ‚mehr‘.

Das lateinische Wörtchen ‚magis‘ hat bei Ignatius eine fundamentale Bedeutung. Oft gebraucht er es, wenn er in der Steigerungsform spricht wie etwa: ‚zur größeren Ehre Gottes‘ oder ‚sich gegenseitig mehr helfen und nützen‘. ‚Magis‘ ist nicht gemeint als Ansporn zu immer mehr Leistung, sondern muss von der Liebe her gedeutet werden. Liebe ist kein stehendes Gewässer, kein Tümpel, keine Zisterne, die leergepumpt wird. Liebe läuft nicht aus, sondern Liebe läuft über. Teresa von Avila drückt dasselbe einmal sehr plastisch aus: *»Wenn man nicht täglich versucht, in den Tugenden zu wachsen, bleibt man ein Zwerg«*.

Bei Ignatius geht es vor allem um Gott: Er ist ‚größer‘, d.h. nicht einfach groß und auch nicht der Größte – denn so bliebe er ja in irdischen Vergleichen stecken. Nein, er ist ‚größer‘, d.h. er sprengt irdische Kategorien von Größe, er ist immer nochmals viel größer und vor allem anders größer, als wir jemals ahnen, denken und hoffen können. ‚Größer‘ ist eine nach oben hin offene unendliche

Skala. Die Steigerung ist nicht quantitativ, sondern meint eine andere, eine unvergleichbare und unbegreifbare Qualität Gottes.

Entsprechend greift der Wahlspruch des Jesuitenordens den Komparativ auf: *„Omnia ad maiorem Dei gloriam“*, also: *„Alles zur größerer Ehre Gottes“*. Wie kann Gott also mehr, und damit auch besser und wirksamer, verherrlicht werden?

Ignatius rät uns: *»Wahre Dir in allen Dingen die Freiheit des Geistes. Schiele in nichts auf Menschenrücksicht, sondern halte Deinen Geist innerlich so frei, dass Du stets auch das Gegenteil tun könntest. Lass Dich von keinem Hindernis abhalten, diese Geistesfreiheit zu hüten. Gib sie niemals auf«*.

Um sich diese *„Freiheit des Geistes“*, diese *„Freiheit zum Gegenteil“* zu bewahren, empfiehlt Ignatius die Haltung der *„Indifferenz“*. Indifferenz bedeutet im normalen Sprachgebrauch inzwischen eher *„Gleichgültigkeit“* im Sinne von: *„Ist doch mir egal“*. Für Ignatius aber ist diese *„Indifferenz“* im Sinne von *„Gleichmütigkeit“* ein Ausdruck von Liebe, die zu allem bereit ist im Sinne des: *»Ich will Dir folgen, Herr, wohin Du auch gehst«* (Mt 8,19). Absolut ist also nur die Liebe. Sie hat oberste Priorität. Auf sie hin ist alles bezogen, und alles bekommt von ihr her Gewicht und Wertigkeit.

Und daher kann Ignatius auch das *„Prinzip und Fundament“* seiner Geistlichen Übungen auch so formulieren: *»Der Mensch ist geschaffen dazu hin, Gott, unseren Herrn, zu loben, ihm Ehrfurcht zu erweisen und zu dienen und damit seine Seele zu retten. Die anderen Dinge auf der Erde sind auf den Menschen hin geschaffen, damit sie ihm bei der Verfolgung des Zieles helfen, zu dem hin er geschaffen ist. Hieraus folgt, dass der Mensch dieselben soweit zu gebrauchen hat, als sie ihm auf sein Ziel hin helfen, und sie so weit lassen muss, als sie ihn daran hindern. Darum ist es notwendig, uns allen geschaffenen Dingen gegenüber gleichmütig (,indiferentes‘) zu verhalten in allem, was der Freiheit unseres freien Willens überlassen und nicht verboten ist. Auf diese Weise sollen wir von unserer Seite Gesundheit nicht mehr (,magis‘) begehren als Krankheit, Reichtum nicht mehr als Armut, Ehre nicht mehr als Schmach, langes Leben nicht mehr als kurzes und dementsprechend so in allen übrigen Dingen. Einzig das sollen wir ersehnen und erwählen, was uns mehr (,magis‘) zum Ziel hinführt, auf das hin wir geschaffen sind«*.

2. Unsere Befähigung zu Autonomie, Interdependenz und Selbsttranszendenz

Das ‚Schon und noch nicht‘ unseres Glaubens fordert uns heraus: dass wir *schon* erlöst sind, aber immer *noch* sündigen, dass wir *schon* Gottes Bild sind, aber *noch* immer die Fratze des Bösen zeigen, dass wir *schon* Gott ähnlich sind, aber immer *noch* so oft Gott unähnlich sind in unserem Verhalten. Um diese Diskrepanz, diese Spannung zwischen dem ‚Schon und noch nicht‘ unseres Christ-seins im Hier und Heute zu überbrücken, empfiehlt es sich, eine Anleihe bei der sinn- und wertorientierten Psychologie zu machen, wie sie maßgeblich von der deutsch-jüdischen Psychoanalytikerin Ruth Cohn (1912-2010) entwickelt worden ist. Sie legte ein Führungskonzept vor, das die emotionale, kognitive und soziale Reife auf der Basis persönlicher Werte-Entscheidungen fördert. Die daraus entstandene tiefenpsychologische Persönlichkeitstheorie setzt eine dreifache Grundbegabung des Menschen voraus:

1. sich individuell zu entwickeln in Eigenständigkeit und Selbstorganisation (= **Autonomie**)
2. sich als unvertretbare Person im Anteilgeben und Anteilnehmen einzubringen in die Weltverantwortung (= **Interdependenz**), und:
3. sich selbst zu überschreiten in Liebe und Hingabe (= **Selbsttranszendenz**)

Wer sich dieser dreifachen Grundbegabung in Autonomie, Interdependenz und Selbsttranszendenz bewusst ist und mit diesen umzugehen gelernt hat, wird die Freiheit erlangen, eine Gabe Gottes für das Leben der Welt zu sein im Verhalten zu sich selbst, im Verhältnis zueinander und zum Ganzen des Daseins. Das bedeutet, einander beizustehen in der Selbstüberschreitung zu einer Mitte hin auf der Basis reifender Autonomie und im Bewusstsein wechselseitiger Verantwortung, also Interdependenz.

2.1 Freiheit und Würde des Menschen

In der Pastoralconstitution des II. Vatikanischen Konzils mit dem Titel ‚*Gaudium et spes*‘ (Freude und Hoffnung) heißt es unter der Nummer 17: »*Die Würde des Menschen verlangt, dass er in bewusster und freier Wahl handelt, das heißt personal, von innen her bewegt und geführt und nicht unter blindem innerem Drang oder unter bloßem äußerem Zwang. Eine solche Würde erwirbt der Mensch, wenn er sich aus aller Knechtschaft der Leidenschaften befreit und sein Ziel in freier Wahl des Guten verfolgt sowie sich die geeigneten Hilfsmittel wirksam und in angestrenghem Bemühen verschafft. Die Freiheit des Menschen, die*

durch die Sünde verwundet ist, kann nur mit Hilfe der Gnade Gottes die Hinordnung auf Gott zur vollen Wirksamkeit bringen«.

Und dann wird Bezug genommen auf die Menschwerdung Gottes, die zur Decodierung unseres ganzen Menschseins gewissermaßen den Schlüssel liefert: *»Tatsächlich klärt sich nur im Geheimnis des fleischgewordenen Wortes das Geheimnis des Menschen wahrhaft auf. ... Da in ihm die menschliche Natur angenommen wurde, ohne dabei verschlungen zu werden, ist sie dadurch auch schon in uns zu einer erhabenen Würde erhöht worden. Denn er, der Sohn Gottes, hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt« (Nr. 22).*

Und dann wird das Konzil fast episch und universal und schwingt sich ganz weit hinauf, um sozusagen den Himmel zu erden:

»Gottes Wort, durch das alles geschaffen ist, ist selbst Fleisch geworden, um in vollkommenem Menschsein alle zu retten und das All zusammenzufassen. Der Herr ist das Ziel der menschlichen Geschichte, der Punkt, auf den hin alle Bestrebungen der Geschichte und der Kultur konvergieren, der Mittelpunkt der Menschheit, die Freude aller Herzen und die Erfüllung ihrer Sehnsüchte. Ihn hat der Vater von den Toten auferweckt, erhöht und zu seiner Rechten gesetzt; ihn hat er zum Richter der Lebendigen und Toten bestellt. Von seinem Geist belebt und geeint, schreiten wir der Vollendung der menschlichen Geschichte entgegen, die mit dem Plan seiner Liebe zusammenfällt: ‚alles in Christus, dem Haupt, zusammenzufassen, was im Himmel und auf Erden ist‘ (Eph 1, 10). Der Herr selbst spricht: ‚Siehe, ich komme bald, und mein Lohn ist mit mir, einem jeden zu vergelten nach seinen Werken. Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, Anfang und Ende‘« (Nr. 45).

2.2 Verwirklichung der Selbsttranszendenz im selbstlosen Geben

‚Einem jeden zu vergelten nach seinen Werken‘: ohne die Diskussion aufmachen zu wollen über die Frage einer ‚Werkgerechtigkeit‘ beziehungsweise einer Gerechtigkeit des Menschen vor Gott ‚sola gratia‘, möchte ich noch kurz auf die Wichtigkeit des Gebens zu sprechen kommen.

Giovanni Maio, Professor für Bio- und Medizinethik in Freiburg, benennt 6 charakteristische Eigenschaften einer Gabe in Abgrenzung zu einem bloßen Tauschobjekt, das man jemandem im Tausch z.B. gegen eine Währung gibt (in: Ethik der Gabe 23-26).

1. Die Gabe ist von Grund auf eine freiwillige Handlung oder Geste.
2. Die Gabe ist immer unbestimmt, offen, unberechenbar und unmittelbar.
3. Die Gabe verfolgt keine Ziele, sondern ist Ausdruck einer „benevolentia“, eines Wohlwollens.
4. Die Gabe ist unverfügbar, weil sie ein Geschenk ist.
5. Die Gabe ist immer Ausdruck einer Großzügigkeit und übersteigt das, worauf wir meinen, einen Anspruch zu haben.
6. Die Gabe zeigt dem Beschenkten sein Wertsein und damit die Anerkennung seiner Unverwechselbarkeit als Person.

Eine echte Gabe, die den Beschenkten nicht erniedrigt, sondern erhöht, die ihn nicht einengt, sondern befreit, die ihn nicht abhängig macht, sondern nur beschenkt, freut sich mit an der Freude des Beschenkten. Die in dieser Hinsicht reinste Gabe ist sicherlich die Liebe. Nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte geht die hohe Wertschätzung des Gebens auf Jesus selbst zurück:

»In allem habe ich euch gezeigt, dass man sich auf diese Weise abmühen und sich der Schwachen annehmen soll, in Erinnerung an die Worte Jesu, des Herrn, der selbst gesagt hat: Geben ist seliger als nehmen« (Apg 20, 25).

Mit anderen Worten: Als Ebenbild Gottes bin ich mir selbst gegeben, bin befähigt zum Geben und kann mich zur Höchstform des Gebens, der Selbst-Hingabe, entwickeln: *»Für einen weltreligiös monotheistisch Gläubigen liegt dieser Selbstgebungscharakter der Phänomenenwelt in ihrer Geschöpflichkeit begründet, so dass das eigentliche oder logische Subjekt des Sich-Gebens der erscheinenden Wirklichkeit der Schöpfer-Gott ist« (Markus Enders, Vom Glück des Gebens, in: Giovanni Maio, Ethik der Gabe, Freiburg 2015, 62).*

»Es gibt keine größere Liebe als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt«, sagt Jesus im Johannesevangelium (15, 13) und sagt es nicht nur, sondern tut es auch! »Das Größte und Höchste, was Personen anderen Personen geben können, sind sie selbst, ist ihre freiwillige Selbsthingabe, d.h. ihre Liebe« (Enders, ebd. 74).

3. Unsere Zielperspektive der ewigen Anschauung Gottes

Und nun bin ich gleich am Ende. Denn wenn es um unser Ende geht, das seit Ostern ein ganz neuer Anfang bei Gott werden kann, dann können wir Irdischen über das Himmlische nicht mehr viel sagen. Denn das wäre so, wie wenn

ein Blinder über das Licht sprechen würde oder ein Tauber über die Schönheit einer Symphonie. Angesichts der unvorstellbaren Größe Gottes und seines Reiches, das ein Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Wahrheit und der Liebe ist, schlägt es uns die Sprache. Da gehen uns die Worte aus. Da beginnen selbst die rhetorisch Begabtesten zu stammeln.

3.1 Verstummen vor dem Unaussprechlichen

Paulus hat diese Unfähigkeit des Menschen, etwas Substanzielles über das Ewige Leben zu sagen, in seinem ersten Brief an die Gemeinde in Korinth so zum Ausdruck gebracht: *»Wir verkündigen, wie es in der Schrift heißt, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Denn uns hat es Gott enthüllt durch den Geist. Der Geist ergründet nämlich alles, auch die Tiefen Gottes«* (1 Kor 2, 9-10). Mit anderen Worten: eigentlich können wir gar nichts sagen und müssen es doch allen verkünden!

Auch wenn wir sprachlos werden angesichts des Ziels, auf das wir Menschen letztlich von Gott geschaffen worden sind, von dem wir vorher Ignatius von Loyola reden hörten, sollten wir dieses letzte Ziel, die Vollendung in Gott, immer im Blick behalten und nie aus den Augen verlieren nach dem Motto der alten Römer, die gelehrt haben: *„Respice finem!“* – *„Bedenke immer das Ende oder das Ziel Deines Lebens!“* Und die beste Möglichkeit, dieses letzte Ziel unseres Lebens nicht aus den Augen zu verlieren ist es, immer auf Jesus Christus zu schauen, denn *»durch Christus haben wir die Erlösung, die Vergebung der Sünden. ... Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene der ganzen Schöpfung.«* So formuliert es Paulus im Kolosserbrief (Kol 1, 14-15).

3.2 Vom ‚magis‘ zur ‚plentiudo‘

Vom ‚Mehr sein‘ zur ‚Vollendung‘ – vom ‚magis‘ zur ‚plenitudo‘.

Vom ‚unterwegs sein‘ zum ‚ankommen‘.

Vom ‚suchen‘ zum ‚finden‘.

So könnten wir nun diesen letzten Schritt heraus aus diesem Leben ins kommende bezeichnen, aus der Diesseitigkeit in die Jenseitigkeit, aus der Endlichkeit in die Ewigkeit. Und für diesen letzten Schritt ist mir persönlich das Wort Jesu an seine Jünger ganz essenziell und existenziell geworden:

»Im Hause meines Vaters gibt es viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, hätte ich Euch dann gesagt: ‚Ich gehe, um einen Platz für Euch vorzubereiten‘? Wenn ich gegangen bin und einen Platz für Euch vorbereitet habe, komme ich wieder und werde Euch zu mir holen, damit auch Ihr dort seid, wo ich bin« (Joh 14, 2-3).

Am Ende genügt mir persönlich ein so einfaches wie alltägliches, ja fast banales Bild wie das von einem Haus und den sich darin befindlichen Wohnungen, wenn es um die wirklich ‚Letzten Dinge‘, ums Eingemachte und Entscheidende geht. Und hier muss ich jetzt besonders an unseren Vater denken, den meine Schwester und ich vor wenigen Wochen zu Grabe begleiten mussten, nachdem er nach einem langen und erfüllten Leben (er wäre demnächst 94 Jahre alt geworden) zu seinem Schöpfer heimgekehrt ist. Und da ist mir besonders der kontinuierliche Weg vom Expandieren zum Kontrahieren aufgefallen, was seinen Lebensraum betraf:

- vor 15 Jahren ist er mit unserer Mutter vom großen Eigenheim in eine kleine Wohnung umgezogen,
- vor ein paar Monaten dann von der kleinen Wohnung in ein großes Zimmer eines Pflegeheims und dann
- vor ein paar Wochen vom großen Zimmer eines Pflegeheims in ein kleines Zimmer einer Palliativstation und schließlich
- vom kleinen Zimmer einer Palliativstation in den Sarg, seine kleinste Wohnung in dieser Welt.

Und nun steht für ihn der letzte Umzug an:

- von seiner kleinsten Wohnung in dieser Welt in die großzügige Wohnung, die der Auferstandene ihm im ‚Haus des Vaters‘ bereitet hat.

Wir müssen also

- ganz klein werden, um bei Gott ganz groß rauszukommen,
- ganz arm werden, um uns von Gott ganz reich beschenken zu lassen,
- ganz armselig werden, um von Gott ganz selig gemacht zu werden.

Das sind unsere Zukunftsperspektiven, wenn wir Jesus Christus nachfolgen und uns von seinem österlichen Sieg über den Tod beschenken lassen wollen. Paulus formuliert diese Zukunftsperspektive so – und damit will ich meinen Beitrag auch schließen: *»Wenn Gott alles unterworfen ist, wird auch ER, der Sohn, sich dem unterwerfen, der IHM alles unterworfen hat, damit Gott herrscht über alles und in allem« (1 Kor 15, 28).*